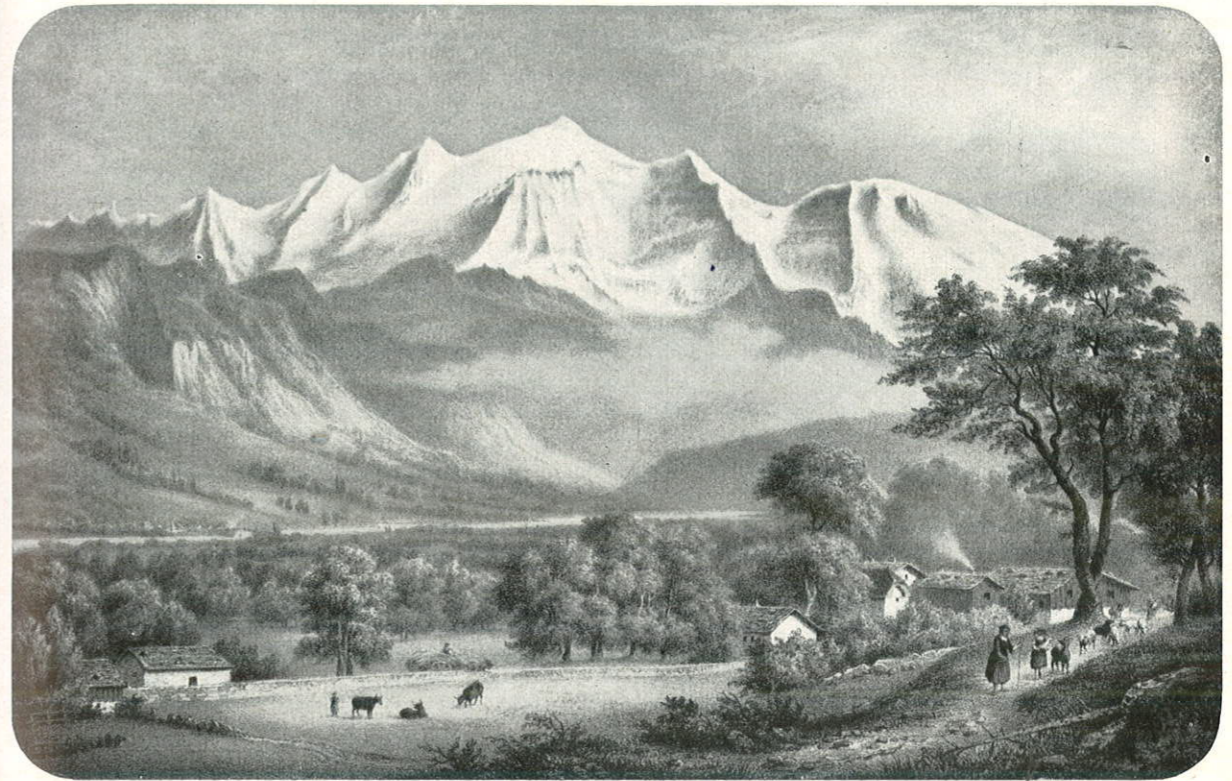


breitem Grasfeld stand und mich sichern konnte. Ich stellte ich ein Seilgelande her, an dem mein Gefährte rasch nachkam. Über dem Hakenstand, an dem wir beide hingen, setzte die Verschneidung an, das Schlüsselstück der Wand. Ich machte mich bereit und dann ging ich sie an. Die untersten Meter waren nicht allzu schwer und vorerst kam mir bloß die heitere Luftigkeit der Stelle zum Bewußtsein. Ich hörte aber hören Griffe und Tritte auf; glasglatt ist die jetzt röhrtartige Verschneidung schief nach rechts vor. Einen Meter höher schlug ich noch einen Haken in die Verschneidung und versuchte mich dann eine Weile vergeblich an dem spiegelblanken flachen Riß; endlich gelang mir ein Meter: mit dem linken Fuß stand ich auf dem lockeren Haken und suchte mit den Händen nach Angriffspunkten ober mir. Da ich da mit einemmale durchzuckte es mich: der Stift, an dem ich stand, hatte sich jäh nach abwärts gebogen. Ein wilder Ruck und ich klemmte wieder einen Haken höher im runden Spalt; zurück konnte ich nun nicht mehr. Wie ich dann den nächsten, den schwersten Haken steil überwand, weiß ich heute nicht mehr ganz genau; wenige Meter nur noch waren es, allein sie waren äußerst schwer und anstrengend und unheimlich gefest. Noch ein ganz kurzes absteigendes Queren und ich erreichte Stand, eine schmale, bröckelige Leiste, an der sich die Wand weit nach innen wölbt und nicht mehr sichtbar wird: nur das Geröll gleistete sich unter dem abbrechenden Gesims.

Als Brig glücklich bei mir war, atmete ich auf; ein Sturz des Zweiten nämlich bedeutet an dieser Stelle unbedingt Verderben, da er unter den ungeheueren Überhang pendelt. Von nun an führte mein Gefährte. Die nächsten zwei Meter sind noch recht schwierig; eine kurze, glatte Wandstufe sperrt den Zugang zu den Rissen oberhalb. Ein Mauerhaken steckt in Reichhöhe in der Platte; an ihm heißt es sich ganz frei mit der linken Hand emporzuziehen. Kurze enge Risse, dann feste Steilplatten, folgten. Es war jetzt ein wirklich schönes Kletter-Gehen in gutem Gestein, mit dem pochenden Glücksgefühl, das zu uns sprach: Nun ist die Wand euer!

Nach den prächtigen Platten erkletterten wir eine schlanke, sehr glatte Kante in flüssigem Steigen, worauf uns eine tiefeingehöhlte Schlucht aufnahm. In einem seltsamen, dunkelkühlen Schacht, der die Schlucht von einem angelehnten Felssturm — dem Mügenmannndl — abspaltet, kletterten wir höher. Bald standen wir in eingengter Scharte. Ein gewundener Einriß steigt aus ihr auf; wir wußten: er ist der Ausstieg. Klopfenden Herzens — es pochte vor Glück — nahmen wir den letzten schweren Fels im Sturm. Nicht hielt uns das steile Schrofendach zur Last zurück, eine einzige Sehnsucht nur rief jetzt in uns nach dem Letzten, dem Gipfel, den wir nach kurzer Weile schweigend betraten. Und dann schlängelten sich, wie oft schon nach harter Fahrt, unsere Hände fest ineinander.



Der Mont Blanc von Sallenche

Deutsche Dichter in den Alpen

Von Aloys Dreper

Mit alten Stichen nach Originalen in der Alpenvereinsbibliothek München

Die unwegsame Alpenwelt erschien dem Römer, der das Meer bevorzugte, als „scheußlich“. Dieses harte Urteil vererbte sich nicht allein auf das abergläubische Mittelalter, sondern teilweise noch auf die aufgeklärte neuere Zeit. Mit der zunehmenden Erschließung unseres Hochgebirges trat hier allmählich ein durchgreifender Wandel in der Anschauung ein. Erheblich förderten diesen Umschwung auch deutsche Dichter, die von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an die Alpen bereisten und ihr Lob in hohen Tönen verkündeten.

Bahnbrechend wirkten die Schweizer Dichter Haller und Rousseau. Beide von der Überkultur ihrer Zeit angeekelt, gaben die Losung aus: Zurück zur Natur! Mit seinem Freunde Johann Gessner durchwanderte Haller im Juli 1728 einen großen Teil seines bergumgürteten Heimatlandes: von Basel den Jura entlang bis Orbe, dann nach Genf, durch das Waadtland und das Wallis, durch das Berner Oberland und über den Vierwaldstättersee nach Zürich. Es war die erste Alpenfahrt eines bedeutenden deutschen Dichters, die sich zumeist im Tale bewegte und nur einige Pässe überschritt. Ihre Frucht ist das in unseren Kreisen so oft erwähnte Lehrgedicht „Die Alpen“

(1729). Die landschaftliche Schilderung bricht nur hier und da hervor, sie bildet nur den wirksamen Hintergrund zu seinem Hymnus auf das Schweizer Hirtenvolk in seiner Herzenseinfalt. „Von einem Ideal“, betont Schiller, „ist Hallers Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl sucht in den stillen Alpentälern die aus der Welt entschwundene Unschuld.“

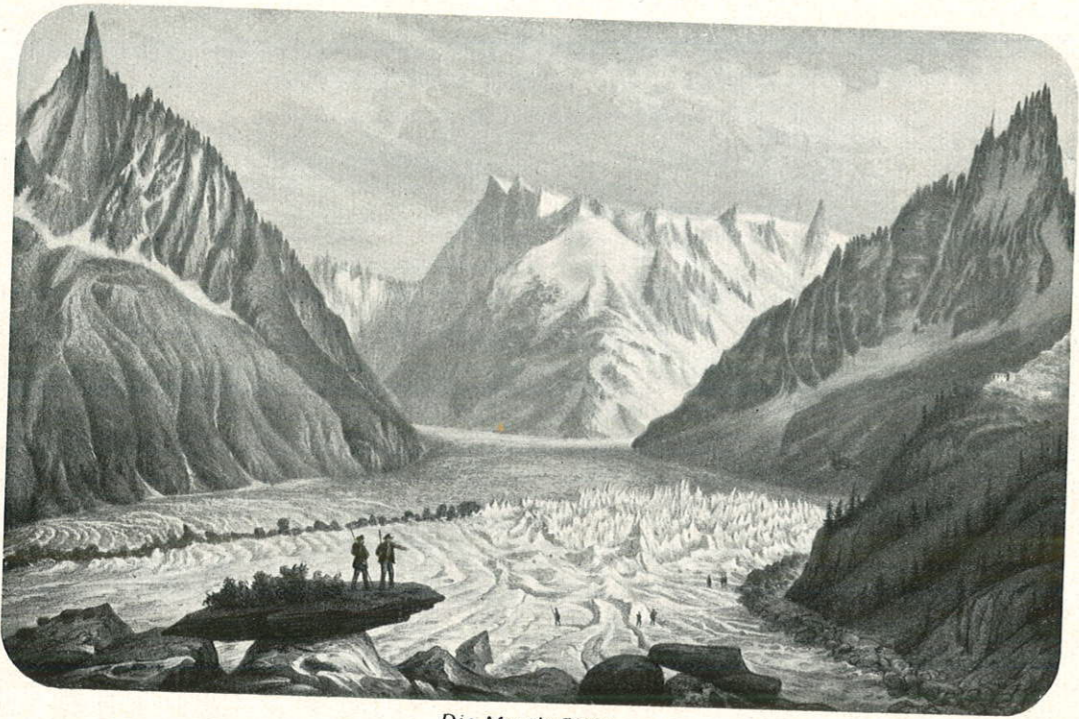
Nach Zürich, das durch Bodmer und Breitinger damals dieselbe Vorherrschaft in literarischen Dingen wie später Weimar besaß, zog es die deutschen Musenjünger mit unwiderstehlicher Macht. Als erster kam Klopstock, als Gast des gutherzigen Bodmer. Doch zu dessen Bewunderung zeigte der gefeierte Sänger dies „Messias“ keine „Neugierigkeit“, die Alpen von weitem oder in der Nähe zu betrachten. Bei einer Fahrt auf dem Züricher See im Juli 1750 entstand seine berühmte Ode „Der Züricher See“, ein Hohenlied auf die Freundschaft, das dieser anmutigen Alpenlandschaft nur flüchtig gedenkt.

Ein lauterer Echo fand Rousseaus Naturbetrachtung bei den Dichtern des Sturm und Dranges 1771 ruft Lavater vor dem „majestätischen Rheinfalle“, diesem „großen Gedanken der Schöpfung“, schwärmerisch aus:

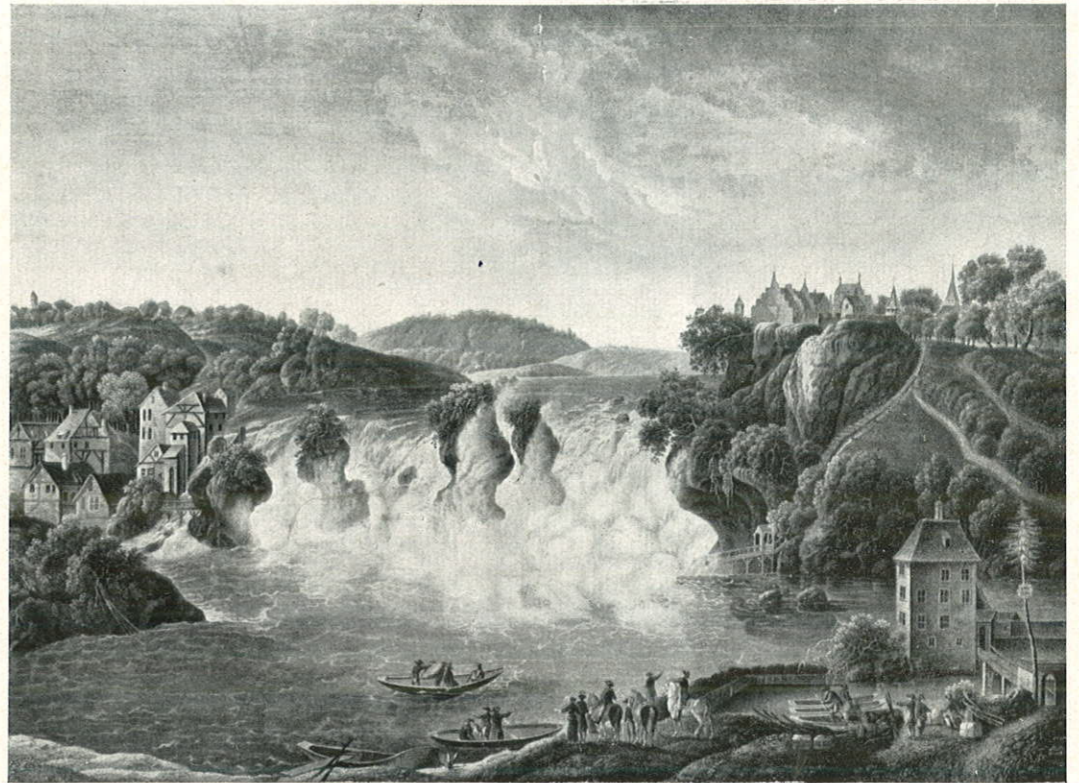


Am Hinteren Gosausee

Ernst Baumann phot.



Die Mer de Glace



Der Rheinfall bei Schaffhausen

„Nein, du Schwung des Gesangs, der Harfe rauschender Vollklang,
Nein, du erfliegst sie nicht, die Wut des stürmenden Sturzes.“

Bei keinem Dichter des 18. Jahrhunderts (mit Ausnahme von Goethe) bricht ein so leidenschaftliches und inniges Empfinden für das Große und Liebliche in der Hochlandswelt hervor wie bei dem Düsseldorfer Heine, den es 1780 in die Schweiz trieb. Überwältigt steht er vor dem Rheinfall: „Es ist als ob eine Wasserwelt in den Abgrund aus den Gefässen der Natur hinausrollte. Keine Erinnerung, der stärkste Schwung der Phantasie kann's der gegenwärtigen Empfindung nachsagen. Heilig, heilig, heilig! brüllt es in Mark und Gebein.“ Elf Tage später genießt er vom Rigi aus das herrliche Schauspiel des Sonnenuntergangs, inmitten eines Kranzes von Schneebbergen, „die unserm Herrgott über den Kopf gewachsen scheinen.“ Vom Gotthard aus schreibt er seinem Freunde, dem Dichtervater Gleim: „Hier ist es wirklich das Ende der Welt. Der Gotthard ist ein wahres Gebeinhaus der Natur. Statt der Totenknochen liegen ungeheure Reihen von Steingebirgen und in den tiefen Tälern aufeinander gehäufte Felstrümmer.“ Im Vergleich zum Sturz der Reuß, der Rhone und später der Aare erscheint ihm nun der Rheinfall „eine Kleinigkeit, die Allgewalt der Wassermassen ausgenommen“. Dann wagt er einen „Gemslauf“ über die Furka und trinkt an den allerersten Quellen des Rhodan (der Rhone) und singt dem jugendlichen Fluß „ein Geburtstagslied“. Bei Heine dringt noch ein anderes Gefühl hervor, die Freude, der Stolz über seine touristischen Leistungen.

Daher schreibt er seinem Freunde Frig Jacobi: „Es geht doch nichts über einen Reisenden zu Fuß mit fröhlichem Mut und heiterer Seele und Stärke und Munterkeit in den Gelenken, der sein Reisebündel selbst trägt.“

Der Weg der Dichter in der Schweiz verläuft im allgemeinen gleichmäßig. Zuerst wird der Rheinfall gebührend bestaunt, hierauf geht es nach Zürich und am Vierwaldstättersee entlang, wobei häufig der Rigi erstiegen wird, zum Gotthard, der als der „Gipfel der Alpenwagnisse“ gilt. Manchmal wird auch Bern berührt, und wenn die Reise sich westwärts nach Genf wendet, dann erscheint als Krönung der Besuch von Chamonix mit dem Anblick des silberglänzenden Patriarchen des europäischen Hochgebirges. Zum ersten Male wandert dahin Wielands Freundin Marie Sophie von La Roche, die erste deutsche Dichterin, welche die Schweiz betrat. Religiöse Empfindungen durchfluten ihre Seele schon am Rheinfall (1784). In Begleitung von zwei Führern und sechs Trägern erreichte sie den Montanvert und schaut überwältigt auf die Mer de Glace. „Man lernt an Gottes Allmacht glauben, wenn man hier steht. Das Auge staunt und starrt gleichsam auf die Gegenstände, welche alle den großen Gedanken des Allmächtigen geben.“

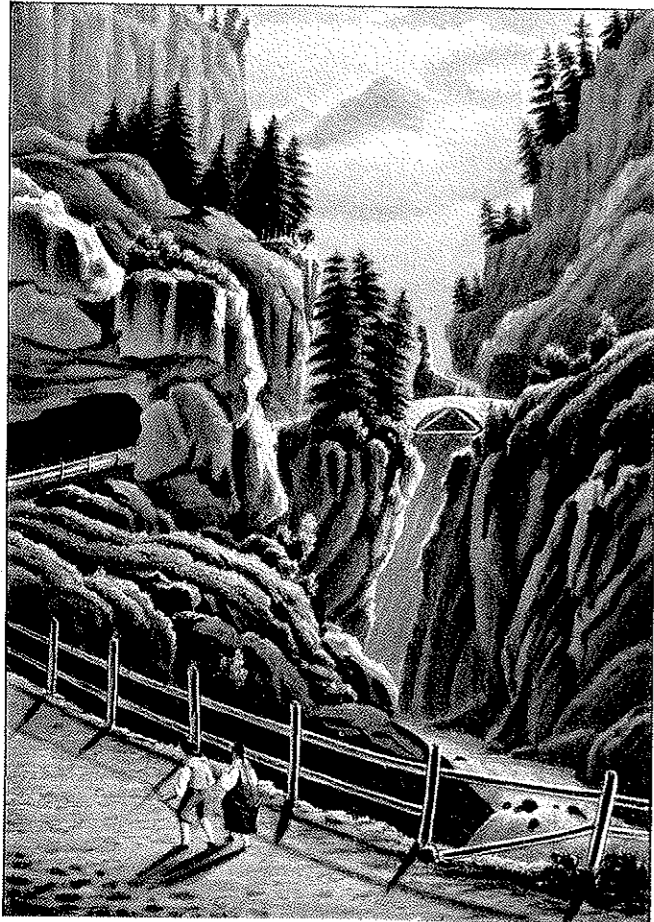
Nach Chamonix gelangte auch der elegisch gestimmte Dichter Friedrich Matthiesson. Am Rheinfall verbringt er einen ganzen Tag, „staunend und schauernd im großen Gedanken der Schöpfung, verloren und betäubt von dem prächtigen Aufruhr des immerdonnernden Wogengewitters“. Seine Besteigung des Rigi erfüllt ihn mit Stolz, und er hofft

auch in Zukunft „als Alpenpilger noch manchen Lorbeerzweig einzuernten“. Auf dem Gipfel gesteht er: „Jede meiner Empfindungen wurde zu einem Lobgesang an den Weltengeist.“ Am 4. Juli 1788 tritt er eine Wagenreise nach Chamonix an. Begeistert von dieser Fahrt rät er seinem Freunde Bonstetten, dem Landvogt in Nyon am Genfer See: „Möchtest du endlich das Allerheiligste betreten, in dessen Vorhof du wohnst!“ Von der zwei Jahre vorher erfolgten Besteigung des Montblanc (durch den Arzt Paccard und den Führer Balmat aus Chamonix) meint er: „Sollte selbst, wie hier der Fall zu sein scheint, für die Gesellschaft kein unmittelbarer Vorteil daraus entspringen, so erschüttert doch ein solches Beispiel von Kühnheit, Beharrlichkeit und Selbstvertrauen mit elektrischer Gewalt jedes dafür empfängliche Herz, bringt manche große Tat zur Vollendung und stärkt den Glauben an Menschenvermögen.“

Im Oktober 1789 wagte er mit einer Gesellschaft eine „Bergreise“ nach der 2325 Meter hohen Tour de Mayen (in den Waadtländer Alpen). In einer Sennhütte am Fuße dieser Felsenkuppe ward übernachtet. Am andern Morgen bestieg er allein den Gipfel. Auf dem Rückweg wollte er die ihm unbekannte Ostseite des Berges umgehen und langte nach 14stündiger Wanderung gänzlich erschöpft um acht Uhr abends bei einer anderen Sennhütte an, zwei Stunden entfernt von seinem Ausgangspunkte. Der Bergsteiger von heute lächelt fast über solche Berg-

abenteuer, ebenso über Matthiessons Ersteigung des Stockhorns 1790. Mit beständiger Beihilfe der Hände klettert er einen 100 Fuß hohen Nasenhang empor, wobei der Führer die „Todesgeschichte“ eines hier vor einigen Jahren verunglückten jungen Menschen erzählt. Im Mai 1794 erreicht er in zwölfstündiger Wanderung in knietiefem Schnee von Montreux aus die Tour de Jaman. Ihn freut es, daß er seine Kräfte an Bergeshöhen messen kann. Weit mehr noch als bei früheren Dichtern tritt bei ihm die bergsteigerische Leistung in den Vordergrund. Daher schreibt er: „Einen Berg zu erblicken, den wir nicht besteigen können, muß unter allen schmerzlichen Empfindungen des Menschenlebens eine der schmerzlichsten sein.“

Der schwärmerischen Dichterin Friederike Brun entlockt der Eintritt in die Schweiz (im März 1791) Ausrufe des Entzückens: „O geliebte Freundin,“ jauchzt sie der Gräfin Münster zu, „wir sind, wir sind in der Schweiz. Ich habe durchglickt in den Tempel der heiligen Natur.“ Die Berge erscheinen ihr als die „Ursöhne der Schöpfung“, „Grenzsäulen der Länder“. Ein ehrfurchtsvoller Schauer durchrieselt sie beim Anblick des Montblanc, der „leuchtenden Zinne der Ewigkeit“. Im gleichen Jahr wie Friederike Brun (1791) zog auch der Dichter Johann Georg Arnold Jacobi in die Schweiz, und zwar auf dem bei den andern Dichtern üblichen Wege. Der Rheinfall löst bei ihm nicht die bei andern Schweizer Reisenden überschwenglichen Empfindungen aus. Tie-



Partie am Splügenpaß

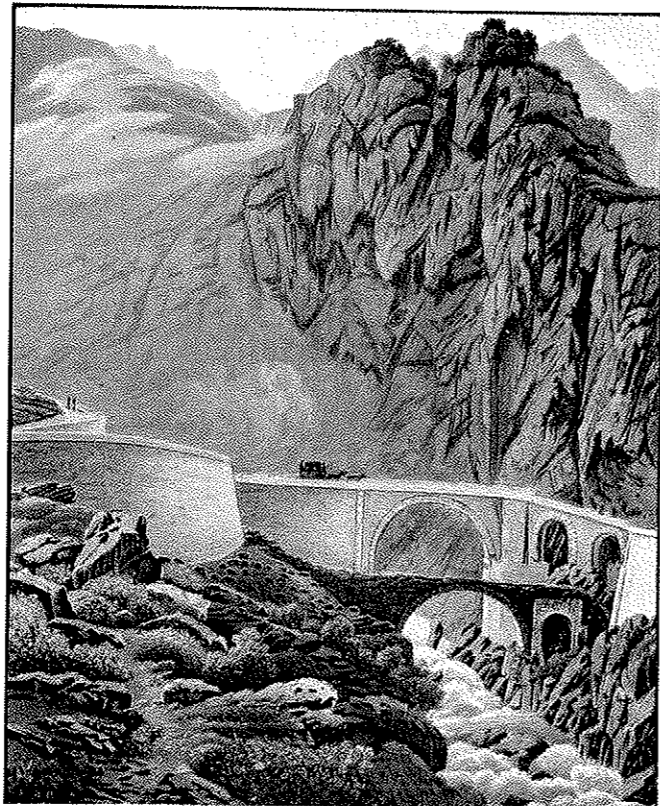
fere Eindrücke hinterläßt der Vierwaldstättersee, dann das Berner Oberland. Erst in Chamoni schlägt seine bisherige kühle Zurückhaltung in helle Begeisterung um. Hier findet er alles, „was er in der ganzen Schweiz vergebens gesucht hatte“.

Das freilebende gräfliche Brüderpaar Stolberg (Christian und Friedrich Leopold Stolberg) begleitete den Dichter des „Werther“ auf seiner ersten Schweizer Reise (im Mai 1775). Der Rheinfall riß Fritz Stolberg hin. Während der Gotthardreise Goethes wandten sich die Brüder ins Berner Oberland. Von Bern aus wurde die Fußwanderung in die östlichen Kantone fortgesetzt, „die steilsten Pfade der Alpen wurden mit Leichtigkeit erstiegen, die Seen und ihre Umwohner besucht, bei gastfreien und einfältigen Alplern in den Sennhütten ward gegessen und auf duftendem Heu geruht und — mitten in polyphenischer Milchwirtschaft — die Odyssee gelesen“. Sechzehn Jahre später wanderte Friedrich Stolberg wieder in die Schweiz. Der Rheinfall überraschte ihn wie damals. „Es war, als ginge die Herrlichkeit des Herrn an mir vorüber.“

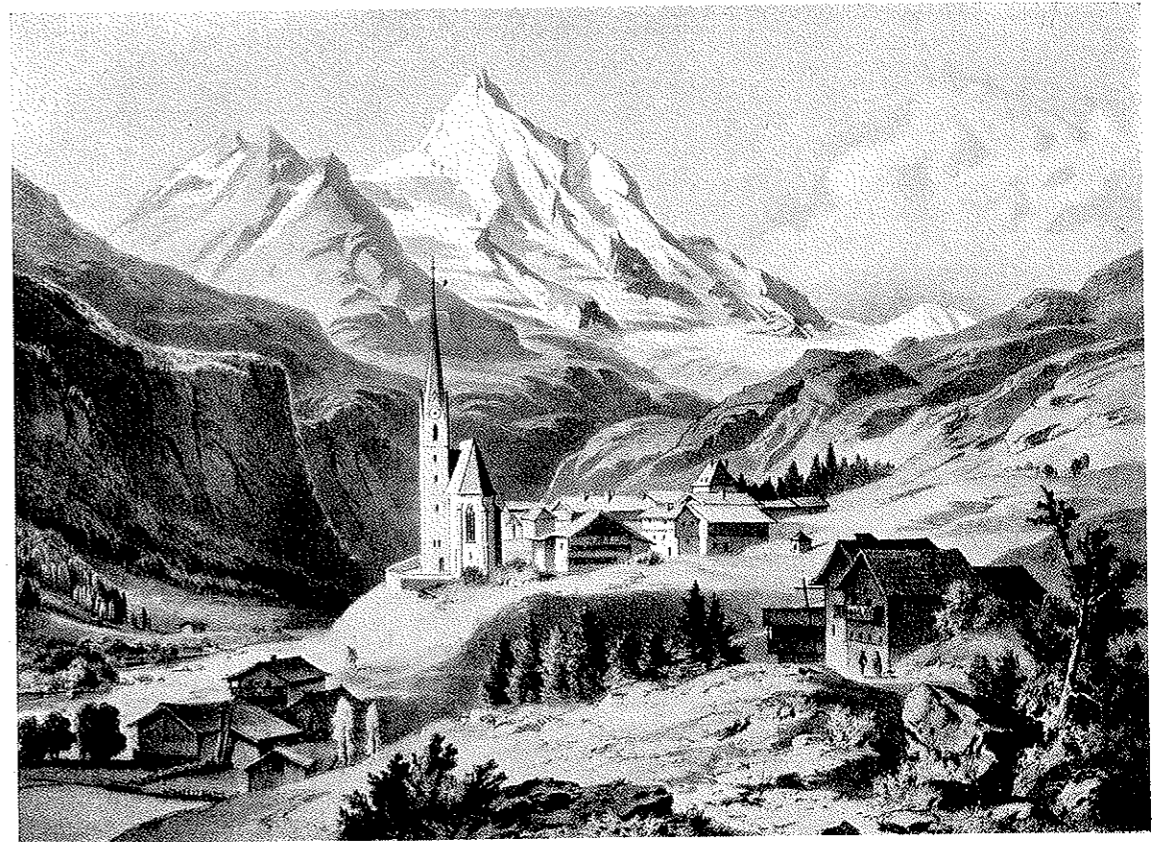
Kraftgeniales Draufgängertum, wie es dem Zeitalter des „Sturmes und Dranges“ zu eigen ist, und empfindsame Naturschwärmerei im Sinne Rousseaus sind in dem jungen Goethe verschwistert, der nach der

Art seines „Mühsohns“ bei jeglichem Wetter Wald und Feld durchstreifte und selbst vor einer winterlichen Besteigung des Brocken nicht zurückschreckte. Mit den Brüdern Stolberg zog er am 15. Mai 1775 in „Werthertracht“ von Frankfurt nach der Schweiz. Doch bald trennte er sich in Zürich von diesen „tolle Naturburschen“ und bestieg als erster Nichtschweizer mit einem Landsmann (dem Theologen Passavant) den Rigi, wo er „in Wolken und Nebel rings die Herrlichkeit der Welt“ vergebens zu erblicken suchte. Die Wanderung ging weiter, auf den „königlichen Berg“, den Gotthard, den Schiller, ohne ihn gesehen zu haben, in seinem „Berglied“ preist.

Das oberste Reusstal nennt Goethe in Anlehnung an den Aberglauben des Mittelalters das Drachental und in „Dichtung und Wahrheit“ rechtfertigt er diese Bezeichnung mit den Worten: „Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken.“ Auch in der sehnuchtschweren Ballade „Mignon“ klingt die Erinnerung an den Gotthard und seine vermeintlichen „Drachenhöhlen“ voll und kräftig. Auf der Passhöhe entwirft er mit flüchtigen Strichen ein Bild der Bergwelt vor ihm, dann aber eilt er „liebwärts“ zurück nach Frankfurt, zu Lili. Wie er fast 50 Jahre später seinem Vertrauten Eckermann gesteht, machte die Schweiz anfänglich auf ihn einen so großen Eindruck, daß er dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst in spätern Jahren, als er die



Die Teufelsbrücke am Gotthardpaß



Heiligenblut mit dem Großglockner

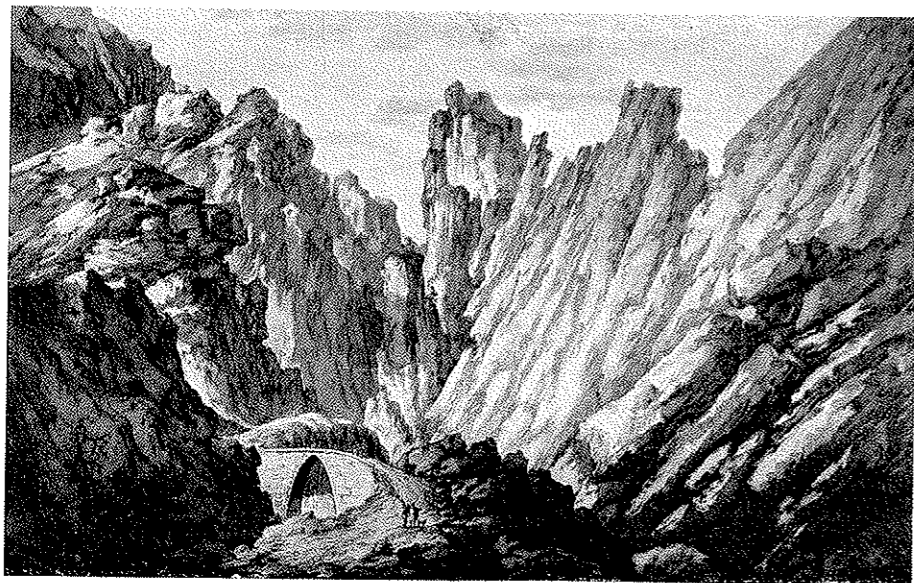
Gebirge mehr wissenschaftlich betrachtete, konnte er sich ruhig mit ihnen befassen.

Gereifter zog Goethe im September 1779 mit dem Herzog Karl August wieder in die Schweiz, und zwar von Basel aus durch das romantische Münsterthal nach Biel, von da nach Bern, Thun und Lauterbrunnen, wo dem Dichter „die Wassergeister wunderbare Strophen in die Seele sangen“, dann von Bern aus über die Döle (1678 Meter), die eine umfassende Alpenfernsicht gewährte, nach Genf. Die „Eisgebirge“ hatten in ihm den begreiflichen Wunsch erweckt, den Montblanc trotz der vorgerückten Jahreszeit (November 1779) von Chamoni aus zu betrachten. Auf dem Montanvert wagen die beiden kühnen Reisenden einige hundert Schritte „auf den wogigen Kristallklippen“ des Mer de Glace. Über den Col de Balme geht es nach Siders, Leuf und Oberwald und in dichtem Schnee über die Furka nach Realp. Ein drittes Mal kam Goethe in die Schweiz (1797). Diesmal überwog das wissenschaftliche Interesse und auf dem Gotthard hat er nach seinem Geständnis „brav Steine geklopft und deren fast mehr als billig ist, aufgeladen“. Sein Verhältnis zu unserem Hochgebirge kennzeichnet Alfred Wiese mit den treffenden Worten: „Goethe ist der erste deutsche Dichter, der die romantische Erhabenheit der schneebedeckten, firngetrönten Berge voll auf sich wirken läßt und mit unübertroffener Meisterschaft schildert.“

Voll tiefer Ergriffenheit prägt Hölderlin in einem Briefe aus der Schweiz an seine Schwester (1801) die begeisterten Worte: „Wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf dieser Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln. Ich kann nur dastehen wie ein Kind und staunen und stille mich freuen.“ —

Nun lenken deutsche Dichter ihre Schritte auch in die bisher völlig vernachlässigten Ostalpen. Den Italienreisenden jener Tage war das bayerische Hochland mit dem benachbarten Tirol nur ein Durchgangsgebiet. Die Fahrt ging von München nach Innsbruck, doch nicht über Garmisch, sondern über Wolfratshausen—Walchensee. Diesen Weg wählte auch Goethe auf seiner Italienreise im September 1786. Von Wolfratshausen an, als er sich dem Gebirge immer mehr nähert, geht ihm „eine neue Welt“ auf. Eine Stunde vor dem Dorf Walchensee begegnet er einem Harfner mit seiner elfjährigen Tochter, dem Urbild seiner „Mignon“. Knapp und treffend ist seine Schilderung der Brennerfahrt: „Von Innsbruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben.“

Ernst Moritz Arndt pilgert im Sommer 1798 als Alleingänger von Bayreuth nach Wien, dann über den Semmering, durch Steiermark und Krain nach Istrien. Auf dem Kahlenberg bei Wien entschlüpft ihm das Geständnis: „Ohne diese reizende Ebene wäre die ganze Aussicht nicht halb so schön.“



Am St. Gotthard

Das Landschaftsideal des 18. Jahrhunderts, die Ebene, tritt auch bei ihm hier noch in den Vordergrund.

Der bayerische Geschichtsschreiber und Schriftsteller Lorenz von Westenrieder, der dem Starnberger See ein tönendes Loblied singt, jubelt auf dem Gipfel des Wendelsteins: „Alpen auf Alpen! Herrlich! Herrlich! Nie sah ein König auf einem prächtigeren Thron, als ich hier sitze und weit umher in Gottes Welt herumschaue, ich, auch ein Erdenkönig — ein Mensch!“

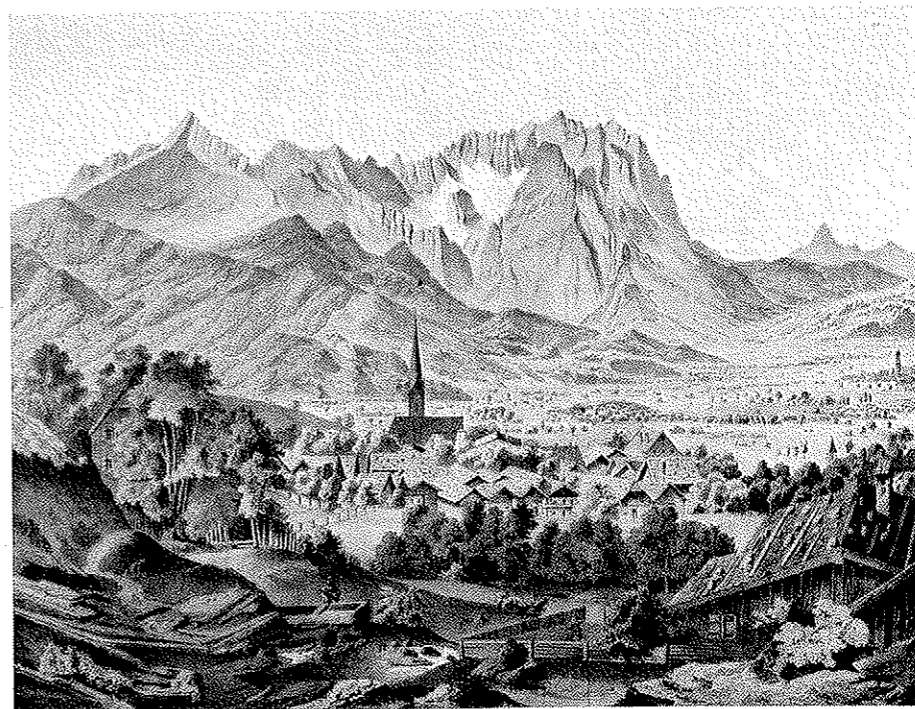
In den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts „entdeckten“ Münchener Maler das bayerische Hochgebirge und das benachbarte Tirol und Salzburg. Ihre mitunter noch stark romantisch angehauchten Landschaftsbilder weckten die Sehnsucht der Münchener Dichter nach diesen Gegenden. Mit einer Kunde „frohsamster Gefellen“ durchstreift der junge Münchener Buchhändler und Dichter Joseph Friedrich Lentner 1835 in Wanderlust die Umgebung der Hauptstadt Tirols.

Der eigentliche literarische Pfadfinder des bayerischen Hochlands und Tirols ist Lentners Freund, der charflaugige Ludwig Steub. Mit zwingender Anschaulichkeit malt er seine „Gletscherreise“ (1842) über das Niederjoch ins Schnalsertal: „Aus dem bewegten Wolkenreigen stieg ein ungeheures Horn von tiefbrauner, feuchtglänzender Farbe (der Similaun), und um das braune Haupt legte sich wie ein Heiligenschein eine Scheibe hellblauen Himmels.“ Von den Dolomiten sagt er: „Das sind wohl die verrücktesten Linien, die man in den Alpen sehen kann . . . Es ehlt ihnen die Gabe, unsere Sehnsucht zu wecken und zu sich heranzuziehen.“ Auf seinen Tiroler Fahrten dringt er in die fernsten Täler und sucht die „schiefesten Löcher“ auf.

Als „Klassiker der Alpenschilderung“ sind ihm ebenbürtig Adolf Pichler und Heinrich Noë. Jener durchstreift sein Tiroler Landl als Geologe (als „Stoandlnarr“, wie die Bauern spotteten) auf zahlreichen Kreuz- und Quersfahrten. Die Gipsfelschau vom Solstein (1852) entlockt ihm Ausrufe des Entzückens. Um die „schneeigen Stirnen der Nordtiroler Kalkalpen flücht die Sonne Purpurrosen, wenn unten im Tal der Nebel kriecht. Noch einmal lodert der Berg auf, als wollt' er feurigen Schwungs in den Himmel vergeh'n.“ Die Romantik des Rosengartens erschließt sich seinem trunkenen Auge. „In der Nacht schwebt die Geistergestalt Dietrichs von Bern um diese Zinnen, in den Wasserfällen pocht der Hammer der Zwerge, für den sie Karfunkel und allerlei Edelgestein schmieden, aus den Hallen weht der Seufzer Similibens, welche die ganze Pracht um ein Zweiglein Edelweiß hingäbe.“

Den unruhvollen Heinrich Noë trieb Wanderlust schon frühzeitig in fast alle Teile der Ostalpen, vom Bodensee bis zum Wiener Wald und von den bayerischen Voralpen bis zur Adria. Seine Betrachtung und Schilderung der Hochlandsnatur ist philosophisch angehaucht, sein Stil bildkräftig. Noë ist auch ein ausdauernder Winterwanderer. Für den Zauber der bisher so gefürchteten Jahreszeit findet er die rechten Worte. „Wenn man den Leuten im Flachland die Schönheit des Bergwinters sinnlich vor Augen rücken könnte, sie kämen haufenweise in die Berge herein.“

Die Schweiz verlockte den Dichter Platen schon frühzeitig (1816) zu einer Reise dahin, die dem „heimgewandten Pilger“ in Erinnerungsbildern herrlich vorschwebt. Auf dem Nigi sieht er „beglückt in die beglückte Schweiz“, und drei Wochen später staunt er über die Reize, welche „die Hain- und Flurengötter mit emsigen Händen“ um den Zürichsee säten, in



Partenkirchen mit Alpspitze und Zugspitze

dessen Hintergrund sich die schneebedeckten Niesen zeigen.

Der Vater der altbayerischen Mundartdichtung, Franz von Kobell, bis in sein Alter ein leidenschaftlicher Hochgebirgsjäger, pflückt das Edelweiß der Poesie auf hoher Bergeszinne. Jäger und Sennerinnen sind die Hauptgestalten seiner erzählenden Gedichte, seiner Novellen, seiner Volksstücke. Den Ehrennamen eines „bayerischen Hochlandsdichters“ errang sein jüngerer Zeitgenosse Karl Stieler. In seinen mundartlichen Gedichten wird das bäuerliche Leben mit seinen Freuden und Leiden lebendig; in seiner hochdeutschen Lyrik mischen sich (nach Max Haushofers Urteil) „die leidenschaftlichen Laute des Menschenherzens mit dem rauschenden Atem der Natur“, besonders in seinen Sammlungen „Hochlandslieder“, „Wanderzeit“, „Winteridyll“.

Stieler gehörte dem Münchener Dichterkreis „Das Krokodil“ an. Die Häupter dieses Bundes (Geibel und Heise) und ihre Freunde (Haushofer, Lingg, Grosse, Heigel u. a.) waren von tiefem Empfinden für die Alpen beseelt.

Geibel wanderte 1847 mit dem ihm geistesverwandten Franz Kugler ins Salzkammergut und zum Wolfgangsee. Darauf spielen die Verse an:

„Hochsommerzeit war's, und der Tag war uns hold,
Denn der Abend zeramm wie schmelzendes Gold,
Und sein Widerschein wölbte sich leuchtend im See.
Mit Wald und Geklapp und den Firnen von Schnee.“

Paul Heise rühmt „das schöne Wandern, dem Gebirg entgegen, wo der Freiheit stiller Segen und

eines Gottes stille Gegenwart“ weht. Entzückt schaut Julius Grosse die funkelnde Nacht in dem Alpengebirge, deren „sternbesäter Mantel das versinkende All und die ragende Wildnis gletscherstarrten Wolkenreichs“ umfließt. Adolf Schack beugt sich vor der Größe des Hochlands und fühlt sich „in dieser Welt des Hohen so ganz als Eintagskind“. Wie ein Sohn, der lange verstoßen reuig zum Elternhause kehrt, so flüchtet er sich an den großen heimatischen Herd, wo Mutter Natur aus kristallinen Schalen ihre dürstenden Kinder tränkt. Dort quillt der Wunsch empor:

„Ewige Alpen, zu eurer Firne,
Hebt mich empor in das reinere Blau,
Sprengt mir auf die glühende Stirne
Eurer Bäche silbernen Tau!“

Den feinfühligsten Martin Greif zieht ein unwiderstehlicher Zauber in die „starre Einsamkeit, wo schroff der Felsen überhängt seit langer Zeit“. Ein seliger Träumer wandert er — gleich Karl Stieler — ziellos im Gebirge umher, im Anblick der Felsriesen versunken, zu denen „vom lärmenden Getöse dieser nichtigen Weltengröße kaum ein Nachhall weht“.

Ludwig Thoma, der mit sicherem Griffel naturwahre Gestalten aus der Bauernwelt der Voralpen zeichnet, betritt nur selten das Gebiet der alpinen Lyrik. Als Kind fragt er den Lehrer, ob man von den grauen Felsenbergen in das offene Himmelstor sehen könne. Dem Manne jedoch wölbt sich hoch zu Häupten, fest verschlossen das Himmelzelt, und unter sich sieht er nur „kleiner werden die Alpenwelt“. Die dichterische Kraft seines Freundes Ludwig Ganghofer

offenbart sich hauptsächlich in der plastischen Schilderung der träumerischen Schönheit wie der furchtbaren Wildheit der Hochlandsnatur. Zwei zeitlich vorausgehende bayerische Hochlandserzähler fanden die rechten Töne zum Preise der hehren Alpenwelt und ihres unverfälschten Volkstums, das ihnen im ungetrübten Glanz der Vergangenheit erschien: Hermann von Schmid und Maximilian Schmidt.

Auch in Österreich erstanden den Alpen begeisterte Herolde, die ihre Schönheit mit Künstleraugen schauten und auf ihre empfindsame Seele wirken ließen, von dem schwärmerischen Ladislaus Pyrker bis Rudolf Hans Bartsch. Nikolaus Lenau, der Dichter der Schwermut, trug sein Leid, das er scheu vor der Welt verbarg, hinauf zu den lichtumflossenen Höhen der Alpen und kehrte dann getröstet, neu gestärkt heim. Der deutsch und freiheitlich gesinnte Anastasius Grün rät an, den „ruhmgelächerten Größen“ nicht zu nahe zu treten, da sie den Alpen gleichen, die am schönsten von fern gesehen erscheinen, in nächster Nähe jedoch enttäuschen. Gleich Lenau mahnt Hermann von Gilm, den Kummer im Tal zu lassen. „Wer nimmt uns die Freiheit, wer wagt es wohl, solange noch horstet der Aar von Tirol auf unseren ewigen Bergen?“ Robert Hamerling erinnert daran, daß unfern des Eises Zonen noch Alpenrosen ihre Purpurkronen um wettergraue Felsblöcke schlingen. Das Alpenglühen stimmt ihn zu der tief sinnigen Betrachtung:

„Was um das Eis wie Rosenpurpur loht,
Ist Abglanz nur von einem Sonnentod.
Und was als Glorienschein ein Haupt verklärt,
Abglanz der Blut ist's, die das Herz verzehrt.“

Dem Künstlerauge Adalbert Stifters entgehen auch die verborgensten Schönheiten der Alpenwelt nicht, und in der sinnigen Stimmungsmalerei des Kleinen, des Jöyllischen ist er Meister. Natur und Volksleben seiner Heimat, der grünen Steiermark, hält der nimmermüde, kernige Kosegger in packenden Bildern fest, so in den „Schriften des Waldschulmeisters“.

Die bergumgürtete Schweiz, die Wiege eines Albrecht Haller und Rousseau, schenkte uns auch später noch eine glänzende Schar von Alpendichtern, eindringlichen Lobrednern ihres Heimatlandes. In einem Briefe aus Silvaplana (Juli 1866) bekennt Konrad Ferdinand Meyer: „Hier ist es so schön und still und kühl, daß man die Nütsel des Daseins vergißt und sich an die klare Offenbarung der Schönheit hält.“

Das Herz pochte ihm beim Anblick seiner Schneegebirge, und er fühlt hier die Nähe Gottes. Gleich ihm erlahmt auch sein Landsmann Heinrich Federer nicht in dem tönenden Preise der Alpenwelt. J. C. Heer fühlt das Herz der Berge klopfen im kühlen

Sommermorgenhauch. In die klare Alpennacht versenkt er andächtig Leben und Geschehe.

Ernst Zahn streut in seine Romane bildkräftige Schilderungen des Hochgebirges ein. „Der Berg ist stiller als alles, starr und groß und gewaltig, der Wächter über dem Talfrieden.“

Inniges alpines Naturempfinden paart sich mit unverwüßlichem Bergsteigerhumor bei Scheffel und seinem selbständigen Nachahmer Baumbach. Wohl trübt ihm schlechtes Wetter vorübergehend die Laune, so daß er sich auf dem Rigi (1850) zu dem Ausruf versteigt: „Da hört die Natur auf, und — der Frühschoppen fängt an.“ Doch weiß er auch ernste Töne anzuschlagen, als Bergpsalmist und in seinem meisterhaften „Eckehard“. Wie so viele andere Dichter vor ihm wandert auch er den Gotthard hinauf. „Den Schluß des Schauerlichen bildet die Teufelsbrücke. Hier schien nicht mehr unmöglich; wäre der Erlkönig im Nebel dahergerauscht oder hätten uns Elfen und Hergen und Lemuren im wilden Reigen mit fortgezogen, wir hätten's hingenommen, als ob's von Rechts wegen geschähe.“ Herzerquickender alpiner Humor bricht auch aus seinem feuchtfrohlichen Liederpalster „Gaudeamus“.

Ein „Gaudeamus für Bergsteiger“ mit dem Haupttitel „Enzian“ gab Rudolf Baumbach heraus. Unverfälschter und unverwüßlicher Frohmüt ist der Grundakkord seiner wanderfeligen Lyrik. Auch andere Töne stehen ihm zu Gebote, so in seinem Epos vom goldgehörnten Gamsbock, „Zlatorog“, in welchem sich der Zauber des Hochlandes wie in einem Bergsee spiegelt. Im Etschtal kann er die Klage nicht unterdrücken, daß Walther von der Vogelweide wieder in die Saiten greifen und das verwelkte Land neu erstreiten möge.

Wie der Gelehrte, so dringt auch der Dichter immer höher, bis er auf silberglänzender Bergeszinne den Atem des Weltengeistes verspürt. Früher berauschte sich das Dichtervölkchen tief unten im Tale am hehren Anblick der Felsriesen; nun aber schmettert es von stolzer Höhe sein jauchzendes Lied. Der Erzähler verlegt den Schauplatz seiner Handlung in unwirtliche Hochregionen; Heer, Strak, Dmpteda u. a. schaffen den Hochgebirgsroman. Wie dem Künstler, so wird auch dem Dichter die winterliche Bergwelt vertraut, der Schneeschuh trägt ihn empor auf die höchsten eis- und schneumpanzerten Gipfel. Eine schier unübersehbare Schar berufener und unberufener Musenjünger der Gegenwart strebt heute nicht nur in, sondern noch häufiger auf die Berge, und ihre Liederflut spiegelt getreulich ihre mannigfachen und tiefen Eindrücke von Fels und Firn. All diese sanften und starken Töne quellen zusammen zu einer wunderbaren Symphonie von der erhabenen Größe und der zarten Lieblichkeit der Alpenwelt.



Hohensalzburg

Rast am J

Don Ka

Auf dem Salzburger Mönchsberg (dieser hat seinen Namen von den Mönchen zu St. Peter, deren Kloster vor Zeiten dicht an den Berg angebaut war) ist die Richterhöhe ein köstliches Plätzchen, wie in einem lieblichen Zwinger Gärtlein einer alten Ritterburg anmutig eingebettet. Der Rund- und Weitblick, der sich dem Beschauer hier öffnet, hat als solcher so nahe an der Stadt kaum seinesgleichen in der Welt, dieser Welt, die so schön und so weit und doch auch so eng geworden ist in unseren Tagen. Hier ver schlägt's nicht — und träumend lasse ich meine Gedanken wandern!

Liebreiz atmend lag in wundervollem Farbenge-wir die Landschaft im Blaulicht eines wahrhaften Gottessonntages zu meinen Füßen. Die sattgrünen, sanftwelligen Wiesen, in die sich allmählich die letzten Wohnstätten der Menschen verloren, die Straßen und Wege wie verschieden breite, grauweiße Bänder in die weite Ferne führend. In die weite Ferne! Solche Sehnsucht hat noch jeden Menschen von Urbeginn an ergriffen und jeder reifte mindestens einmal gern, mancher kann es überhaupt nicht lassen, die Welt ist ja so schön!

Das gewaltige Berggrund grenzte den Blick, die letzte Felsenmauer der Alpen, sich breit hinlagernd das Felsendach des Untersberges, die sagenhafte Burg Kaiser Karls des Großen. Die Raben flogen noch um den Berg und müde sinkt das Haupt des hehren